

Leseprobe:

Der lyrische Flaneur

von Christoph Krelle

Den ersten Schritt setzt du auf den sandigen Boden.
Den sandigen Boden erkennst du als einen Weg. Einen
Weg in den Wald. In den Wald rennt ein Reh. Ein Reh,
das vor einem Schatten flieht, und als es hinter einem
Baum verschwindet, selbst nur noch ein Schatten ist.
Ein Schatten ist dort also im Wald, und ein Reh, das
vor ihm flieht — doch nicht nur das, auch Specht,
Fuchs und Hase, Dachs, Lurch und Iltis, Gams, Hirsch
und Strauß, Fasan, Huhn und Taube schrecken auf,
ziehen in die Weite, machen sich rar. Raritäten sind es,
die jetzt noch dauern, bis sie etwas mehr erkennen als
den mystischen Schatten, mehr erfahren, bis ihre
Neugier gestillt scheint.

Gestillt scheint das Treiben, das Fliehen — still — und
der Schatten nimmt zu, er bedeckt den Weg, den
sandigen Boden und macht den Tag zur Nacht, wo er
erscheint. Wo er erscheint, herrscht eine solche Stille,
dass man das Knarren der Äste, das Biegen der Zweige
und das Rascheln der Blätter hört, als ein Windhauch
durch eine Furche zieht, alter Staub an einem Stamm
hinaufwirbelt und kleinste Partikel sanft die Krone
berühren.

Die Krone berühren zwei aufgeweckte Eichhörnchen,
die von Ast zu Ast springen, herumtollen, einander
jagen, spielen und tanzen —

dutzende Meter über dem Erdboden, dem Himmel immer näher — und ihre buschigen Schwänze streifen die Blätter, die Zweige. Die Zweige knicken ab, fallen herab, doch die Hörnchen balancieren weiter. Weiter tollten sie herum, rollen ihre Schwänze um einen Ast, drehen sich wie Athleten um die eigene Achse, stützen sich ab und steigen wie an einem Reck gestreckt auf den Ast darüber. Darüber freut sich der Förster, der das Treiben der beiden Rostfarbenen durch ein Fernglas vom Hochsitz aus beobachtet — was für Akrobaten! Für Akrobaten ist es wahrlich nichts, den ganzen Tag auf einem Hochsitz zu verbringen, im Grünen zu sitzen, stundenlang zu verweilen, nein, sie brauchen Bewegung, in etwa so wie die Nordic Walker, die ihre Stöcker im Gleichschritt in den sandigen Boden rammen und den Wald unsicher machen.

Den Wald unsicher machen — das tut seit kurzem auch der Wolf, zumindest titeln die Lokalnachrichten so. So gefährlich ist der Wolf gar nicht, findet der Förster, der ihm schon einmal bis auf wenige Meter nahe gekommen ist, doch als der Wolf den Förster registrierte, suchte er das Weite. Das Weite kann einem durchaus Angst machen, denn aus der Deckung heraus zu jagen, macht das wilde Tier so erfolgreich wie gefährlich —

und im Unbekannten, im Verborgenen entzieht es sich der menschlichen Kontrolle.

Kontrolle nimmt der Wildnis ihr Idyll. Idyll kann allerdings auch nur werden, was der Mensch mindestens einmal in Augenschein genommen, als Idyll empfunden und schließlich dazu erklärt hat, weshalb die Wildnis im Sinne einer unberührten, vom Menschen noch nicht erschlossenen Natur niemals ein Idyll sein kann, so sehr romantische Naturschriftsteller auch dagegen anschreiben.

Anschreiben bekommt der Förster viele. Viele besorgte Bürger fragen ihn, ob der Wolf zum Abschuss freigegeben ist. ›Zum Abschuss freigegeben‹ ist ihm eine befremdliche Formulierung — als würde man nur darauf warten, das wilde Tier endlich erlegen zu können, die Hatz zu beginnen, den Lauf zu leeren.

Leeren Versprechungen mögen die Nordic Walker jedenfalls nicht mehr folgen, die nur noch gemeinsam und in möglichst großer Zahl durch den Wald walken, aus Vorsicht vor dem wilden Tier, der gefräßigen Bestie, dem schwarzen Ungeheuer. Ungeheuerlich, wie leichtfertig und schnell sich die Menschen ihren Emotionen hingeben, ja sich ihnen ausliefern.

Ausliefern lassen — keine Option, kein Entkommen, starr, hilflos — vor einer solchen Situation, in der es

keine Aussicht mehr gibt und der Tod unausweichlich vor einem steht, davor fürchtet sich der Mensch am meisten. Am meisten, aber meistens unnötig. Unnötig, weil: solange die Angst da ist, solange auch das Leben bleibt. Bleibt die Angst, bleibt das Leben, geht die Angst, geht das Leben. Das Leben aber ist nicht dazu da, um Angst zu haben; es ist dazu da, um da zu sein, einfach zu leben. Leben in Angst ist insofern kein würdevolles Leben, als dass die Angst nicht hilft vor der Gefahr oder in einen tieferen Zustand der Lebendigkeit rettet, voller Gelassenheit, Glück und Würde.

Gelassenheit, Glück und Würde wünscht der Förster den Nordic Walkern und allen Absendern der Anschreiben — mehr kann er nicht tun, denkt er. Er hält daran fest, den Wolf nicht zu schießen, so sehr man sich auch vor ihm fürchtet, er ist schließlich ein Lebewesen wie du und ich, es kann nicht angehen, ein Leben nur aus Angst zu nehmen, solange nichts passiert ist.

Solange nichts passiert ist — diese Worte des Försters sind naiv, finden die Leute im Dorf.

»Finden die Leute im Dorf keinen Frieden in Sachen Wolf, werden sie eigenmächtig handeIn«, mahnt der Bürgermeister. Der Bürgermeister spürt die Angst, die Unruhe bei den Mitmenschen und

kann nicht anders, er muss die Worte so wählen. So wählen die Leute ihn im nächsten Jahr wieder, denkt er sich. Denkt er sich, aber sagt er nicht.

Nicht jeder im Dorf würde so ein Kalkül beim Bürgermeister vermuten — zu gehorsam, zu horig sind die Menschen dort. Dort herrscht schnell Aufruhr, wenn jemand einem Wolf begegnet, ungeachtet aller Umstände, doch wenn sich unter ihresgleichen einer in den Schafspelz kuschelt, ahnt niemand etwas Böses. Etwas Böses in sich selbst erkennen, ist schwierig, muss man ehrlich mit sich sein; das können die wenigsten — da hat es einer wie der Förster, ein so vernunftbegabter, in sich ruhender Kerl schwierig mit seinen Argumenten. Seinen Argumenten folgt kaum einer der besorgten Bürger, allenfalls der Bürgermeister greift sie auf, aber auch nur, um sie sogleich zu widerlegen.

Widerlegen lässt sich die Angst vor dem Wolf hingegen nicht; die spürt jeder, der sie hat. Sie hat nichts damit zu tun, was moralisch gut oder schlecht ist, was der Bürgermeister, geschweige der Förster für angebracht oder notwendig halten. Halten die weiter hochkochenden Emotionen an, nur weil es den Wolf gibt? Gibt es da keine andere Erklärung?

Keine andere Erklärung als jene, dass die Ursache nicht im Wolf, sondern im Menschen liegt, will der Förster gelten lassen, denn die Aufruhr geht von der Besorgnis aus. Von der Besorgnis aus denkt er einige Zeit darüber nach, wie er das den Menschen im Dorf am einfachsten erklären kann und bemerkt schließlich, dass ›WoIf‹ rückwärts gelesen ›Flow‹ bedeutet.

Flow bedeutet, mit dem Leben eins zu sein, im Rhythmus mit der Natur zu atmen, sich vollends zu entfalten, glücklich zu sein mit dem eigenen Erleben, voll darin aufzugehen, ohne es, sich selbst oder die Welt zu hinterfragen — ja, denkt sich der Förster enthusiastisch, das ist der Flow.

»Das ist der Flow? Ist der Flow nicht eher ein Zustand, der uns vom Leben und unserer Umwelt trennt, da er doch nur dann entsteht, wenn wir uns mit einer einzigen Sache beschäftigen und darin derart versinken, dass wir für nichts mehr offen sind, das um uns herum geschieht und uns somit von der Welt abkapseln, wodurch wir auch für die Gefahren und Risiken des Lebens da draußen nicht mehr empfänglich sind, und stattdessen nur noch das vermeintliche Glück im Kleinen und Kleinsten empfinden«, fragt einer der besorgten Bürger den Förster.

»Den Förster danach zu fragen, ist keine gute Idee«, sagt der Bürgermeister, »denn der ist kein Psychologe.«

»Kein Psychologe der Welt kann indes wahrhaftig nachempfinden, was in einem Menschen vor sich geht, der sich im Flow befindet«, behauptet einer der wenigen Bürger, die dem klugen Beitrag des Försters etwas abgewonnen haben, »weil trotz aller Empathie ein jeder Mensch in seiner eigenen Welt mit seiner eigenen Wahrheit lebt, bedingt durch die eigene Wahrnehmung der Gegenwart und die individuelle Prägung seiner Vergangenheit.«

»Seiner Vergangenheit nachzuhängen ist töricht, denn das Leben ist jetzt«, sagt der Förster.

Der Förster findet, der Mensch sollte dem Wolf lieber mutig und unvoreingenommen, aufmerksam und mit klarem Verstand begegnen, anstatt an der Furcht vor der Gefahr, der sagemuwobenen Brutalität und Gefräßigkeit zu kleben, die sich ohnehin schon so tief ins Kollektivbewusstsein der Gesellschaft eingebrannt hat, dass es schwierig erscheint, sich im entscheidenden Moment noch davon lösen zu können.

»Können wir den Wolf nicht auch als Metapher sehen«, fragt einer. Einer der Anderen neben ihm schüttelt verständnislos den Kopf, der